



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Vom Romanmarkt und der Novellenbörse. 3

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erkannten Rechte sind abhängig gemacht worden von einer zweiten fachwissenschaftlichen Prüfung. Die Rechte selbst sind folgende: Die Damen dürfen und sollen in den obern Klassen unterrichten, aber nur in zwei Spezialfächern. Sie erhalten das Ordinariat einer Oberklasse. Sie können Gehilfinnen der Direktoren werden. Sie können als „Oberlehrerinnen“ in die neuzuschaffenden besser dotierten Stellen rücken (also mit Gehalten über 2400 Mark) und über ihre Kolleginnen, die das fachwissenschaftliche Examen nicht gemacht haben, hinwegspringen. Sie können, wenn sie das wissenschaftliche und das Examen für Schulvorsteherinnen bestanden haben, Direktorinnen an allen höhern Mädchenschulen, also die amtlichen Vorgesetzten eines Lehrerkollegiums werden, das aus studierten Schulmännern, aus Mittelschullehrern und Lehrerinnen besteht! Das alles aber hängt von dem fachwissenschaftlichen Examen ab.

Man sieht, es ist ihnen alles reichlich zu teil geworden, was sie seit den Weimarer Tagen erstrebt haben; ihre Erfolge werden nur noch durch die der Mittelschullehrer übertroffen.

(Schluß folgt)



Dom Romanmarkt und der Novellenbörse

3



as dichteste Marktgewühl, wo die Unterscheidung des einzelnen bei jedem Schritt erschwert, die Vergleichung der neuern Leistungen mit frühern und vor allem mit dem künstlerischen Gesetz der Gattung durch die vordringliche Anpreisung fast unmöglich gemacht wird, herrscht um die „modernen“ Romane, bei denen das Angebot die Nachfrage um das Doppelte übersteigt. Die jüngste Ästhetik, nach der es überhaupt keine andre Poesie geben darf, als die aus dem gegenwärtigen Leben geschöpfte, zieht aus ihrem ansehbaren Vordersatz die noch weit bedenklichere Folgerung, daß alle Darstellung des Heute und der unmittelbaren Umgebung ohne weiteres Poesie sei, und um so mehr Poesie, als diese Darstellung Züge enthalte, die man früher als krank und widerwärtig so viel als möglich zurückgedrängt, wenn nicht ausgeschlossen hat. Es ist aber ganz unnötig, die alten Streitfragen aus der Ästhetik des Häßlichen hier wieder aufzurühren, das Bedürfnis nach dem Widerwärtigen sinkt in dem Maße, als sich die Erzähler beeifern, dieses vermeintlich hochgesteigerte Bedürfnis zu befriedigen. Viel bedenklicher als die schlimmsten Fragen, die der Drang nach dem „Neuen“ erzeugt, erscheinen die überhandnehmenden Reflexionen, in denen

jede gesunde, unverkünstelte Erzählungsweise erstickt, und die Verwilderung des Stils, der wir auf Schritt und Tritt begegnen. Greifen wir aus der Masse wenigstens einige Erzeugnisse heraus, denen man ein längeres Leben als von einer Ostermesse zur andern versprechen darf.

An der Spitze der neuen Romane aus der Gegenwart würde, wenn der gute Name und das Ansehen des Dichters allein zu entscheiden hätten, der Roman Schwesterseele von Ernst von Wildenbruch stehen müssen. (Berlin, Freund und Seckel, 1894.) Er stammt offenbar zum guten Teil aus persönlichen Erinnerungen des Verfassers, was ihm halb zum Vorteil, halb zum Nachteil gereicht. Die wechselvollen Erlebnisse eines wahren Dichters, eines Dramatikers von der Muse Gnaden, eines „neuen Schiller,“ in wunderlicher Verkettung mit dem Geschick eines Pseudopoeten, den aber, da er ein besserer Tänzer, Deklamator und Gesellschaftsmensch ist, die ganze kleine Stadt, in der beide leben, eine Zeit lang für das berufne und auserwählte Genie hält, bilden den Hauptinhalt des Romans. Der Gegensatz zwischen dem Gerichtsreferendar Schottenbauer, dem echten Talent, und dem Regierungsreferendar Percival Nöhring, dem Talmentalent, wäre ja nun an sich zu verbraucht und nichts sagend, es bedürfte keines Romans von 467 Druckseiten, um zu sagen, wie die Leute schließlich erkennen, daß der Schottenbauer ein verfluchter Kerl, ein aufführungs- und tantiemenfähiger Dramatiker und Percival Nöhring ein Lokalpoet fürs Wochenblättchen ist. Aber da steht zwischen beiden die Schwester Percivals, Freda Nöhring, ein wunderliches Mädchen, das von Kindesbeinen an auf den schönen, stattlichen, genialen, zu allem Hohen und Großen berufenen Bruder unmäßig stolz gewesen ist und gar nicht zweifelt, daß er nur zu wollen brauche, um jeden Mitbewerber auf jedem Felde, namentlich aber auf dem der Kunst zu schlagen. Und nun zeigt sich, bald nach Beginn des Romans, daß Percival Nöhring nicht einmal instande ist, einen halbwegs poetischen und anständigen Prolog für die Liebhaberbühne bei „Tante Böckchen,“ der Frau Majorin Bennecke, zu dichten, er muß sich an Schottenbauer wenden, über den als fünfbeinigen Sambenpoeten die ganze Aristokratie des Nestes schon gelacht und gehöhnt hat. Schottenbauer hilft ihm aus der Not und bittet ihn ums Himmels willen, den Prolog ja als sein Gedicht zu sprechen. Er kann sich vor Phantasiereichtum nicht lassen und hat einen Kasten voll fünfaktiger Tragödien daliegen, die die Theater zurückschicken; kein Wunder, daß es ihm auf einen Bogen glänzender und zündender Verse nicht ankommt. Nöhring, der das ihm geschenkte Gedicht sehr schön deklamirt, fühlt sich durch die ihm als vermeintlichem Dichter erwiesenen Ehren zwar ein wenig gedrückt, ist aber sonst ganz munter und ziemlich geneigt, die fremden Federn mit Anstand zu tragen. Als anständiger Mensch hegt er daneben den Wunsch, sich dem hilfreichen Schottenbauer wieder gefällig zu erweisen. Aber die stolze Freda hält den armen Referendar, der Gedanken im Kopfe hat und bessere

Berse macht als ihr vergötterter Percival, für den Vernichter, den Totschläger, den Mörder ihres Bruders. „Kochte Percival lachen können, daß es so war, sie konnte es nicht. Ihr war, als sähe sie ihn daliegen an der Erde, im Staube, gebrochen und besiegt — das Leid, das er gar nicht zu empfinden schien, wühlte wie Gift und Tod in ihrer Seele. Und wenn es nun einmal nicht zu ändern war, daß dieser andre auf der Welt war, dann mußte es wenigstens wirklich ein Riese sein, wirklich ein majestätischer Mann; nur einem solchen durfte ihr Bruder erliegen, dann war es wenigstens ein großer, ein adlicher Untergang. Und nun — jetzt eben — dieser Anblick — dieser Mensch — diese Enttäuschung! Solch ein kleiner, häßlicher, unbedeutender Kerl — vor dem hatte ihre stolze Seele gekniet? Solch ein Wurzelmann sollte es sein, der ihren Bruder, ihren Heißsporn, ihren schönen, strahlenden Percy unterkriegt? Nein, nein, nein! Das war nicht möglich, war wider die Natur, das konnte, sollte, durfte nicht sein! Ein geradezu verzweifelter Haß stand in ihr auf, und der Haß war vergiftet, denn der Abscheu mischte sich hinein. Nicht ein Riese wars, der ihren Bruder darniederstreckte, ein Insekt wars, das an ihm heraufkroch und ihn stach. Ja — ein Insekt! Denn wie ein Käfer, der seine kurzen Beine strampelnd durcheinanderwirft, so hatte er ja ausgesehen, als er bei ihr vorüberging, unter der dicken Schale seines dicken Winterüberziehers.“

Unter solchen Umständen fehlt bloß noch, daß sich der kleine dichtende Referendar in die böse schöne Freda verliebt, was er auf der Stelle thut, und daß sie mit ihrem Haß in ihrem eigenen, bisher von ihr beherrschten Hause allein bleibt, wofür Vater und Bruder gleichfalls sorgen. Der brave Regierungsrat Nöhring, dessen Jugend in die Periode der Romantik gefallen ist, hat gleichfalls nach der blauen Blume getrachtet, aber die ersehnte Bedeutung als Dichter nicht erreichen können, in seiner neidlosen Seele hat jetzt nur die Empfindung Raum, daß da einer sei, der alles könne, was er selbst, Papa Nöhring, so gern gewollt und nur zufällig nicht gekonnt habe. Er liebt Schottenbauer wie seinen Sohn, nachdem dieser das erste seiner Trauerspiele in Nöhrings Hause vorgelesen hat. Und vollends Percival schmollirt ganz fröhlich mit seinem Nebenbuhler; mag der den Lorbeer davontragen, er will das Affessorexamen machen, Anstellung bekommen und Therese Wallnow, seine Herzensdame, heiraten. So steht Freda in dem Kampfe wider den kleinen großen Schottenbauer allein, aber sie nimmt den Kampf entschlossen auf, sobald sie weiß, daß der Dichter in sie verliebt ist und nach ihrem Besitze schmachtet.

Dieses gedankentrogige Mädchen, das sich nicht giebt, sondern bezwungen sein will, scheint ihm die Natur, die er braucht. Und da dieser Kampf noch im ersten Drittel des Romans beginnt und sich bis zum Schluß hinzieht, so dienen eigentlich sämtliche Episoden des Romans dazu, das leidenschaftliche Widerstreben Fredas und die stille Tapferkeit des verliebten dramatischen

Dichters, der immer nur Schottenbauer, Schottenbauer ohne Vornamen heißt, ins rechte Licht zu rücken. Je mehr Freda an dem heroischen Bruder trübes erlebt, der in der That die Poesie als eine zweifelhafte Nebenbeschäftigung betrachtet und ganz zufrieden ist in seiner Beamtenwürde und an seinem neuen häuslichen Herd, je mehr ihr Vater, der prächtige alte Herr, den glücklichen Schottenbauer ins Herz schließt, und je mehr sich in ihrem eignen Herzen eine wunderliche Stimme regt, um so trotziger sträubt sich das stolze Mädchen. Einmal, während eines Winteraufenthalts an der Riviera, ist Freda nahe dran, einem eleganten Gauner und Abenteuerer in die Hände zu fallen. Schottenbauer erlebt inzwischen Hoffnungen, Enttäuschungen und Triumphe. Der Herzog von Meiningen läßt zum erstenmale eines seiner großen dramatischen Werke aufführen, aber durch irgend welche Intriguen bleibt das Versprechen, die Schottenbauersche Tragödie ins Repertoire der Wandergastspiele der Meininger aufzunehmen, uneingelöst, dafür erringt das Werk auf einer der Berliner Bühnen einen vollständigen Erfolg. Das alles aber dient ihm nur dazu, die Geliebte mit des Lebens Überfluß zu überschütten, sie willigt schließlich nicht nur ein, seine Frau zu werden, sondern ist wirklich im Herzen besiegt und kennt kein schöneres Glück mehr, als dem Dichter auf seinen Pfaden weiter zu folgen.

Es bedarf keiner Erörterung, daß und wo dieser Roman aus den Erfahrungen und Erinnerungen des Dichters schöpft. Im ganzen treiben diese Erinnerungen die Erzählung allzu sehr in die Breite, legen zu viel Gewicht auf untergeordnete gesellschaftliche Vorgänge und geben gewissen Szenen und Wendungen des Romans einen häßlichen Anstrich von kleinlicher Eitelkeit. Was muß das für ein Nest sein, wo man den talentvollen Dichter eines guten neuen Trauerspiels gleich für einen „Schiller“ ansieht, und was kommt darauf an, ob ein solches Nest einen talentvollen Mann gering- oder hochschätzt? Die Gestalt Schottenbauers hat in ihrem sorglosen und treuherzigen Wesen, in dem bescheidenen Gefühl ihres innern Reichthums etwas vom echten Dichter in sich und erweckt Teilnahme. Aber dann ist ihr von außenher allerhand Brimborium angehängt, das erkältend und lähmend wirkt, und zuletzt liegt doch in vielen Vorgängen selbst zu wenig Reiz und tieferes seelisches Leben, als daß sie durchweg fesseln könnten. „Schwesterseele“ ist ein Buch, das auf der Grenze lebendiger Poesie und bloßer Unterhaltungsbelletristik steht, und von Wildenbruch erwarten wir mehr. Der Roman ist im ganzen gesünder als „Eifernde Liebe“ war, aber er entbehrt der energischen Gebrängtheit der Entwicklung und Erzählung, die den Vorgänger auszeichnete. Daß er im einzelnen eine Menge feiner Züge, guter Beobachtungen und trefflicher Bemerkungen enthält, braucht wohl nicht hervorgehoben zu werden.

Ein eigentümliches Werk, von der Wärme wirklicher, wenn auch schwerer Erlebnisse, von dem Duft echter Poesie erfüllt, ist der Roman Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngern von Ricarda Huch.

(Berlin, Wilhelm Herz, 1893.) Es macht beinahe den Eindruck, als ob er sich auf wirkliche Familienerinnerungen, Erinnerungen eines patrizischen Bürgerhauses gründete; wenn er Erfindung ist, so muß man der Verfasserin eine ungewöhnliche Belebungs-kraft zusprechen. Die Erinnerungen eines Mannes, dessen Lebensboot eine leidlich unscheinbare Fahrt hatte, aber in einen großen Sturm und Schiffbruch geriet und an den Strand geschleudert wurde, dessen Robinsoninsel nunmehr das Kloster Einsiedeln in den Schwyzer Bergen ist, bilden die Einkleidung des Romans. Der angebliche Ludolf Urkleu sagt am Schluß: „Viele haben mich für einen frommen oder einen unsinnigen Mann gehalten, daß ich den katholischen Glauben angenommen habe und in ein Kloster gegangen bin. In Wahrheit aber hat das Bekenntnis und die Religion überhaupt keinen Deut damit zu schaffen. Die Ordnung und der Frieden dieser Räume, in die das Schimmern meiner geliebten Alpen fällt, haben mich angezogen und behagen mir. Das bedeutendste ist, daß ich in diese Abgeschiedenheit eingemauert bin wie der Tote in sein Grab; wenn mich einmal der Wahnsinn ergreifen sollte nach dem Leben, dessen Herrlichkeit den Dulder noch anlächelt mitten unter den Schmerzen, die es ihm anthut, so hielte mich das Band, mit dem ich mich selber angefettet habe. Und so will ich es haben. Denn was ist das Leben des Menschen? Wie Regentropfen, die vom Himmel auf die Erde fallen, durchmessen wir unsre Spanne Zeit, vom Winde des Schicksals hin- und hergetrieben. Ich aber, Ludolf Urkleu, habe genug vom Leben. Wenn ich dauern dürfte, so möchte ich wie ein Stern mit freundlichem Auge auf die Gefilde der Menschen sehen, schauend und wissend, unerreichbar fern. Nach menschlichen Ewigkeiten gelüstet es mich nicht. Und dennoch — wenn ich einmal wieder als kleiner Junge Hand in Hand mit Galeiden durch unsern blühenden Garten rennen könnte, unsrer lachenden Mutter entgegen — würde ich nicht hundert Jahre voll Gram durchleben um dieses einen Augenblicks willen? O schweige, meine Seele; es ist vorüber.“

Schon aus diesen Schlußworten läßt sich erraten, daß es tragische Geschehnisse sind, die über die Familie Urkleu heraufziehen und den mitlebenden Bruder Ludolf zerschmettern. Die Dichterin versetzt uns auf einen Boden, der vom modernen Roman selten mehr gesucht wird und doch für das Erleben innerer Schicksale und deren Darstellung günstig wie kein zweiter ist, in die Lebensluft und die Beziehungen eines reichen, angesehenen Patriziergeschlechts. Den Mittelpunkt der wechselnden Schicksale bildet ein unseliges Paar, der stattliche und hochstrebende Edzard Urkleu, der in früher Jugend eine Neigungsehe schließt und später zu der Erkenntnis kommt, daß seine wahrhaftige, unüberwindliche Liebe nicht der im ersten Jugendrausch heimgeführten Lucile Leroy, sondern Ludolfs musikalisch hochbegabter Schwester Galeide gilt. Das Emporwachsen dieser Leidenschaft mitten in dem Frieden des Hauses und der Gewohnheit, die innere Erschütterung, in die sich alle durch die dämonische Natur-

gewalt dieser Liebe verjagt fühlen, die Verknüpfung der Geschehnisse beider Schuldigen mit dem Leben aller um sie her bilden in der zurückschauenden Erzählung Ludolfs eine Romanhandlung echtster Art, alles scheint nur zu geschehen, um Edzard und Galeide ihrem Ziel entgegenzutreiben. Nach jahrelangen Kämpfen und bitteren Erlebnissen aller Art stirbt Edzards Weib Lucile, und die beiden Liebenden stürzen einander in die Arme, als ob das so sein müßte. Aber schon tritt die Nemesis auf, sie erwächst aus dem Blute der hingeopferten Lucile. Deren Bruder Gaspard verliebt sich in Galeide, und sie, die bisher auf Kosten ihres Rufes, ihres Seelenfriedens in unwandelbarer Leidenschaft an Edzard festgehalten hat, verfällt jetzt dem Zauber, den der unselbige Mensch auf sie ausübt. Noch einmal hat sie die Kraft, sich seinem Banne zu entziehen, sie kehrt in die Vaterstadt zurück, um dort mit Edzard verbunden zu werden. Noch einmal gewinnt es den Anschein, als ob aus der Saat so vielen Leids, so großer Schuld wahres Menschenglück erblühen könnte; da fällt es Gaspard ein, sich vor der Hochzeit im Hause der Ursleus einzufinden. Beim ersten Wiedersehen fühlt Galeide, daß sie verloren sei. „Kann ich denn Edzards Frau werden, jetzt so hoffnungslos verzweifelnd, während ich früher die ewige Seligkeit darum gegeben hätte!“ Sie weiß, daß es ihrer unwürdig ist, daß sie den Wahnsinn, den Gaspard Leroy über sie bringt, bezwingen müßte, aber daß sie es nicht kann. „Ich kenne mich zu gut, sagt sie Edzard und ihrem Bruder Ludolf, es könnte kommen, daß ich ihn heiratete. Möchtet ihr ein so schmachliches Ende erleben? Sieh, Edzard, und wenn ich einen andern auch noch so sehr liebte, du bleibst mir immer das höchste, und du sollst nichts niedriges durch mich zu leiden haben. Wenn ich stürbe, das könntest du ertragen, und du Ludolf.“ In einem Augenblick, wo sie nicht überwacht wird, stürzt sie sich aus dem Fenster und stirbt zwischen den Lilien auf dem Beete vor ihrem väterlichen Hause. Und so kommt, was Ludolf Ursleu bei Luciles Tod schauernd vorausgesehen hat: „Edzard und Galeide sind Staub, wie sie, die um ihretwillen gestorben und verdorben ist; anstatt des Glücks, an dessen warme Brust sie sich gewaltsam werfen wollten, umarmten sie den Tod.“

Diese kurze Erzählung des Inhalts giebt keinen Begriff von dem Stimmungsreichtum und der Fülle tiefer Lebenserkenntnis in diesen Erinnerungen. Sehr eigentümlich, aber gewinnend und fesselnd wirkt der gedämpfte Ton, der dem resignirten, aus der Einsamkeit in ein reiches, verworren-widerspruchsvolles Leben zurückblickenden Erzähler verliehen ist. Um Erfindung und Verlauf des Ganzen weben Schatten, wie um eine so vergessene Dichtung wie Achim von Arnims „Armut, Reichtum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores,“ und doch ist dieser Ursleuroman keineswegs romantisch, sondern aus dem modernsten Leben geschöpft, und bei gewissen Episoden denkt man an Dinge, die man gestern und heute in der Zeitung gelesen hat. Die Wunderkraft uralter Motive, die der poetischen Phantasie und Empfindung in immer neuem Licht und neuem

Zusammenhang erscheinen, bewährt sich auch hier. Es ist sehr fraglich, ob der Roman überall Befriedigung erwecken wird, aber fesseln und eine poetisch-wehmütige Stimmung hinterlassen, wird er bei allen Lesern.

Verwandt in der Neigung zu einer düstern, stark pessimistischen Auffassung des Menschenlebens, zur Bevorzugung der innerlichen Erlebnisse vor allen äußerlichen zeigt sich diesen „Erinnerungen“ der Roman Fremont von Walther Siegfried (München, Dr. E. Albert u. Comp.). Er ist stark von der Philosophie Nietzsche durchsetzt, und der Held ist einer der Modernen, die sich „Übermenschen“ zu sein vermessen, weil ihnen die höchste Kraft, die der Opferfähigkeit für andre, fehlt. Das beste an der innern Entwicklung dieses Romans ist, daß der Verfasser seinen Wildling Adrian Fremont, nachdem dieser in der Einsamkeit eines alten Feldkastells in den Alpen dem alten Gott und den Menschen genug geflücht, sich an dem Strom der Bitterkeit sattgetrunken hat, an einzelnen Menschen, die der Zufall in die Nähe seiner Steinkluft gestellt hat, wieder eine Art Herzensteilnahme fassen läßt, daß er bei der Hilfe für einen armen Handwerksburschen Beppo zu der Erkenntnis kommt: „O Menschen, Menschen, wüßt ihr, was von Empfindungsreichtum in den Seelen niedrer Enterbten leben kann, ihr würdet dürsten nach dem Hochgenuß so eines Blickes, wie ich ihn in dem trüben Lampenschein der düstern Kammer aus dem blassen Haupte dieses Burschen leuchten sah. Er lächelte wie einer, der das erste Wunder gesehen!“ Eine letzte Leidenschaft für ein schönes Dorf-mädchen Eva, in der unter den erschwerendsten Umständen echte weibliche Würde lebendig geblieben ist, läßt noch einmal die ungezügelte Sinnenglut in ihm auflodern, eine Glut, die er lange als einen besten Teil seines Wesens allen Matten und Lauen zum Troß angesehen hat, läßt ihn aber auch erfahren, wohin das trotzig selbst erteilte Recht führt, alles auszuleben, was sich in einem regt. „Setzt an der Dual der nachgefolgten Selbstverachtung lerne ich erkennen, wie des Gewissens stilles Richteramt sich niemals ungestraft mißachten läßt, und tiefen Sinn entdeckte ich, wo ich sonst Widersinn verhöhnnte.“ Schließlich dankt der stolze Fremont der Aufopferung des schlichten Beppo sein Leben, das der wilde Matthies bedroht, in seiner Art auch ein Stück Übermensch, „ein dämonisch schönes Raubtier, das in sich ein Vollkommenes darstellte, in dessen Wesen einem tiefer blickenden Notwendigkeit erkennbar wurde. Er kannte nichts und hatte nichts gelernt als in Wagnis jeder Art, und bisher meist mit frechem Glück! nur völlig nach Instinkten handeln.“ Der Held des Romans aber, nun wirklich geläutert, zieht einen Strich unter dieses Kapitel seines Lebens: „Einst trug ich meine Asche in diese Berge — nun will ich mein Feuer in die Täler tragen!“ Hier enden seine Aufzeichnungen, und wir erfahren nur noch, daß Adrian Fremont am 17. Juli des darauffolgenden Jahres unter ergreifenden Umständen bei einer aufopfernden That den Tod gefunden habe.

Der Roman hinterläßt einen seltsamen Eindruck. Die äußern Lebensumstände Fremonts, die zu Anfang erzählt werden, erinnern lebhaft an die Geschichte Wilds, des Helden von Klingers „Sturm und Drang“: „Bin alles gewesen! War Handlanger, um was zu sein, lebte auf den Alpen, weidete die Ziegen, lag Tag und Nacht unter dem unendlichen Gewölbe des Himmels, von den Winden gekühlt und vom innern Feuer gebrannt.“ Nur daß das der moderne Held als einen Fluch und nicht als einen Ruhm seines Daseins empfindet und außerdem von seinem Dichter äußerlich besser ausgestattet wird. „Er war jemand(?) auf den ersten Blick! Groß und kraftvoll, die selten ebenmäßige Gestalt durch die viele körperliche Übung aufs vollendetste ausgebildet. Ein Kopf, der nur ihm gehören konnte, und der doch an bekannte Köpfe erinnerte, aber an solche, die wir an Statuen und auf Bildnissen von Geistesstarken gesehen. Drei Gestalten schwebten mir vor: Drest, Lord Byron, Feuerbach“ (der Maler?) — nun, mit einem Wort, er sah so aus, wie sie alle aussehen möchten, die im „Weltwandern, Dichten und Erschaffen“ ihres Lebens Ziel sehen. Es steckt ohne Frage ein starkes Stück Manierismus, aber auch ein Stück Poesie in dieser Schöpfung, und so läßt sich wohl auf eine weitere Entwicklung des Verfassers hoffen.

In die Realität des von Standespflichten, Überlieferungen und gesellschaftlichen Nötigungen beherrschten Alltagslebens führt uns der Roman *Ehre* ist Zwang genug von Carl von Weber (Dresden und Leipzig, C. Pfeiffers Verlag, 1894) zurück. Der Verfasser, der einzige Enkel des Freischützkomponisten, ist Offizier, aber auch wenn man es nicht wüßte, würde es aus der Erfindung und Grundanschauung seines Buches rasch hervorgehen. Der Held, Leo von Hassenstein, ist einer von den jungen Offizieren, die in den ersten sechziger Jahren, kurz vor dem Ausbruch der deutsch-dänischen Kriege in die preussische Armee eintraten, und deren Leben auf einer Höhe der Stimmung im Heere begann, „unterhalb deren sich nur noch die besonnensten oder die von ihren Verhältnissen eingengtesten zu halten vermochten.“ Leo nimmt an dieser tollen Lebenslust, die rasch in Verschwendungssucht umschlägt, nur zu reichlich teil und sieht sich schließlich in der Lage, den Beistand seiner Schwester, einer nur mäßig bemittelten Witwe, in Anspruch zu nehmen, die sich für seine Schulden verbürgt und dadurch ihre und ihrer beiden Kinder Zukunft gefährdet. Er sucht dann nachhaltigere Hilfe bei seinem Oheim Hasso von Hassenstein, dem derzeitigen Besitzer der großen Majoratsherrschaft der Familie. Der greise Edelmann versagt auch diese Hilfe nicht, macht aber dem Leutnant zum erstenmal klar, daß die leichtfertige Verschwendung und die Hereinziehung der Schwester in seine mißlichen Verhältnisse wohl mit seiner Offizierschre, aber nicht mit jener persönlicheren Ehre vereinbar sei, die als lebendige Kraft im Menschen wirkend, andre und höhere Verpflichtungen auferlegt, als das noch so ängstlich gewahrte Standesgesetz. Er bestimmt den

Neffen, seinen Abschied einzureichen und Landmann zu werden, was dieser um so lieber thut, als er auf den Gütern des Oheims eine tiefe Neigung zu Hella Brandt, der Amtmannstochter, gefaßt hat. Nach dem anderthalb Jahre später erfolgten Tode des alten Hassenstein übernimmt er unter eigentümlichen Verhältnissen die Güter; der nächstberechtigte Erbe, sein Vetter Helmuth, der in Amerika ein geriebener Geschäftsmann und religiöser Schwärmer geworden ist, lehnt die Belastung mit dem verschuldeten, die konsequenteste Arbeit, Sparsamkeit und Entfagung fordernden Besitz ab, und Leo wird, wieder mit der Unterstützung seiner Schwester, Majoratsherr auf Hassenstein. Da durch seinen etwaigen frühen Tod das Vermögen seiner Schwester, das in die Verbesserung der Güter hineingesteckt wird, völlig verloren sein könnte, so sichert er Gräfin Wanda durch Eingehung einer großen Lebensversicherung und verpfändet — da die Lebensversicherung nur im Falle eines natürlichen Todes auszahlt — sein heiliges Ehrenwort, daß er, so lange die Verpflichtung gegen die Schwester auf ihm lastet, weder Hand an sich legen, noch in einem Zweikampf sein Leben gefährden werde. Dieses Ehrenwort wird ihm zum Verhängnis, er darf einen Grafen Nizza, den echten und gerechten Romanschurken, als dieser Leos Braut Hella frech beleidigt, nicht fordern, und als Nizza selbst ihn bei anderm Anlaß fordert, nicht die übliche Genugthuung geben. Er wird von einem Ehrengericht als der Verletzung der Standesehre für schuldig erkannt und demzufolge aus dem königlichen Dienst entlassen. Unter diesen Umständen will er darauf verzichten, Hella in sein dunkles Geschick hereinzuziehen, und besteht mannhast die mannichfachen Prüfungen, die ihm aus der Einhaltung seines Ehrenwortes erwachsen. Aber Hella hält an ihm fest. Und als nun der Krieg von 1870 ausbricht, da tritt ein neues Gefühl in sein Leben: er hat sein Ehrenwort gegeben, nie Hand an sich zu legen und dem Duell auszuweichen; auf die Teilnahme am Kampfe für das Vaterland bezieht sich das Wort nicht, die Verpflichtung gegen seine Schwester kann durch den reichen Ertrag der siebziger Ernte gelöst werden, und so tritt er als Füsilier in ein Infanterieregiment ein, zeichnet sich im Feldzug aus und kehrt zwar verwundet, aber durch die Pflege Hellas (die vor seinem Ausbruch nach Frankreich sein Weib geworden ist) gerettet, mit neugewonnenen äußern Ehren, als Ritter des eisernen Kreuzes und wiederum zum Offizier ernannt, aus dem Kriege zurück.

Die dem Roman zu Grunde liegende Idee ist poetisch gestaltungsfähig, die Entwicklung klar und einfach. Aber die Einzelausführung in Schilderung, Kolorit, Stimmung, in Gespräch und Erzählungston entbehrt des eigentlich dichterischen Reizes, entscheidende Teile des Romans werden nicht belebt, sondern nur referirt, über dem Ganzen liegt ein Hauch von Nüchternheit, der zu den tragischen Kämpfen im Innenleben des Helden nicht paßt.

Aus peinlich unerquicklichen Lebensverhältnissen und Beobachtungen ist Reich werden! ein Wiener Roman von E. Karlweis hervorgegangen (Stutt-

gart, Bonz und Comp.), die Geschichte eines Wiener Börsengauners, der sich vom verdorbenen oder vielmehr steckengebliebenen Studenten über die Brücke eines kleinen Buchhalterpostens zum Millionär aufschwingt, als er oben ist, sofort aller Laster Blüte entfaltet, wie sie im Mistbeet großer Schwindlergewinne zu gedeihen pflegt, seinen Freund verrät und seine Frau unglücklich macht, schließlich aber verdienftermaßen von der Höhe seines Besitzes und Wohllebens wieder herabstürzt, und wie er mit unverminderter Spielgier eben Anstalt trifft, seine Familie noch weiter ins Elend zu reißen, von dem Lehrer Fidelius Litzl, eben dem Freunde, den er schmachvoll betrogen hat, ermordet wird. In der treuen, aber engen Seele Litzls ist die Vorstellung übermächtig geworden, daß dieser Georg Bruckner nur noch den Tod verdiene, „Es war stärker als ich!“ sagte er zu Frau Lina, der Witwe des Ermordeten. „Setzt kann er kein neues Unglück über Sie bringen!“

In dem Roman waltet ein harter und herber Realismus vor, der armelige Geselle, der kein andres Ziel kennt als reich zu werden, ist freilich der Vertreter von Hunderttausenden, die alle überzeugt sind, daß sie es ein bißchen klüger und darum „besser“ anfangen würden. Aber das Leben, aus dem er herausstrebt, die Hofwohnung am Ottakringer Marktplatz, die Ehe mit Lina Radauschl, der Tochter der Wäscherin, sind doch so geschildert, daß man es ihm nicht allzu übel nehmen dürfte, wenn er nach ein wenig mehr frischer Luft und etwas mehr Anmut des äußern Daseins Verlangen trüge. Es ist eben charakteristisch für die Zustände der Gegenwart und die Ideale der heutigen Leser, daß diese berechtigte Sehnsucht keine andre Gestalt mehr annehmen kann, als die der lechzenden, blinden und verbrecherischen Gier nach Reichthümern. Die „Begleiterscheinung“ dieser Art moderner Schicksalsdramen und Tragödien: die blasirte Bankiersgattin, die ihren Gemahl von Herzen verachtet und nach Kräften betrügt, aber keinen andern Gatten brauchen könnte als einen, der im Golde wühlt und sie nach Belieben verschwenden läßt, fehlt natürlich auch hier nicht. Die nüchterne Beobachtung, die scharfe Wiedergabe der Alltäglichkeit mit ihrem Staub und Schmutz, mit ihren häßlichsten Zügen, bezeugt auch in diesem Roman die Einwirkungen der naturalistischen Theorien. Aber die Komposition erfreut durch eine gewisse Straffheit, und der Verlauf durch psychologische Folgerichtigkeit und durch die schlichte Bestimmtheit des Erzählungsstons.

Das gleiche läßt sich von einem viel breiter angelegten und idealistisch angehauchtem Buche, wie Umsonst gelebt, Roman in sechs Büchern von Julius W. Braun (Berlin, F. Fontane & Comp., 1894) leider nicht rühmen. Der alte Vorgang, daß ein Fabrikantensohn von seinem Vater verstoßen wird, nur weil sich der Reichbegabte der Wissenschaft widmen will, verfängt nicht mehr in einem Augenblick, wo man unsre Millionäre fußfällig bitten möchte, uns nicht alle ihre Sprößlinge in die künstlerische und wissenschaftliche Laufbahn hereinzuschieben und uns Kunst und Wissenschaft nicht täglich mehr

durch kapitalistische Elemente zu zerlegen. Daß der Verfasser eines anerkannten großen wissenschaftlichen Werkes „Deutschland und der dreißigjährige Krieg“ in dem Berlin des Jahres 1870 buchstäblich verhungert, mag trotz allem, was dagegen spricht, noch immer möglich sein. Aber der Verfasser hat um diesen Vorgang so viel Unwahrscheinlichkeiten angehäuft, eine solche Fülle verbrauchter Mittel ins Gefecht geführt, daß eine tiefere Wirkung schlechthin unmöglich ist. Wenn ein Mann wie Fernow mit Gemeinplätzen wie: „Wer soll Kunst und Wissenschaft denn pflegen, wenn nicht diejenigen (!), die von Gott dazu geschaffen sind? Wäre die Menschheit nicht längst zu Granit geworden, jetzt schon reif für die Strafen des jüngsten Gerichts, im Schlamm und Pfuhl der Sünde und Verkommenheit erstickend, wenn wir des reichen versöhnenden Elements von Kunst und Wissenschaft entbehren müßten? Kunst und Wissenschaft! Sind sie nicht der direkte (!) Ausfluß des göttlichen Geistes? Kunst und Wissenschaft! Predigen Kunst und Wissenschaft nicht ebenso eindringlich von der Existenz (!) und Erhabenheit Gottes, als die Natur, der übrige Teil der Schöpfung?“ um sich wirft, so trifft er damit nicht entfernt den Kern des Konflikts, der zwischen einer banausischen und einer schönheits- und bildungsfrohen Auffassung des Daseins besteht. Wenn sich aber vollends der alte Dedenau, der harte-herzige Vater des verhungerten Richard, schließlich auf der Treppe zu der Wohnung seiner Schwiegertochter und Enkelin mit einem Revolver erschießt, um im letzten Augenblick zu bekennen: „Vergieb, Josephine, vergieb. Die Dichtkunst, ja sie ist — Gott! Ich hab es nicht gewußt!“ so erscheint doch die Grenze des Kolportageromans erreicht. Dazu nun jener abscheuliche Stil, der in drei Zeilen vier Punkte hat, der mit Ausrufezeichen und hintereinanderstehenden drei Punkten die Mängel des innern Ausdrucks zu decken sucht, dazu die Hereinziehung der häßlichsten geselligen Moderedensarten, wohlgermerkt, nicht in das Gespräch der Personen, sondern in die Darstellung des Verfassers, („sie machten eine Reise um die Welt — warum hätten sie sich das nicht leisten sollen?“ „Sie freute sich diebisch, daß sie Dedenau einmal gründlich ärgern konnte“ u. s. w.), und bei alledem der Anspruch, den deutschen Idealismus zu vertreten, das stolze Motto: „Im Anfang war das Wort“ — was sind das für Widersprüche!

Ein bedeutenderes, aber auch viel häßlicheres, widerwärtigeres Buch ist der Roman *Mi* von Gertrud Franke-Schievelbein (Berlin, F. Fontane und Comp.), eine der Künstlergeschichten neuesten Stils, die Selbstüberhebung des modernen Künstlers, der sich „Genie“ fühlt, dem die Welt ohne Schranke gehört und der im Wahnsinn endet, in (natürlich erblichem) Wahnsinn die unglückliche Frau, die ihm ihr Herz geschenkt, aber ihre Ehre gewahrt hat, ermordet. Im einzelnen ist hier vieles fein und lebensvoll ausgeführt, aber Teilnahme, wirkliche Teilnahme wie für ein echtes Menschengeschick läßt sich doch für diese Frau ebenso wenig gewinnen wie für Erich Kott, der unmittelbar

vor dem Mord herumfiebert, daß er eine Offenbarung höchster verklärter Schönheit gehabt habe. „Die Idee war so großartig. Was ist Michelangelos jüngstes Gericht gegen das, was ich der Welt bieten wollte! Was sag ich, berühmt gemacht! Unsterblichkeit wäre uns beschieden gewesen, vereint wir beide — ewig vereint im Ruhme meiner unvergänglichen Schöpfungen!“

Dichtungen, die diese Art von Größenwahnsinn als eine hochheilige Erscheinung feiern, werden dem nächsten Jahrzehnt nicht einen Deut mehr gelten. Doch wir besinnen uns, daß wir im Marktgetümmel stehen, und daß wahrscheinlich nicht mehr bloß das, was über die Bücher gedruckt wird, sondern auch das, was in ihnen gedruckt wird, jetzt zur Reklame gehört.



Johanna von Bismarck

Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat.

Fürst Bismarck



in trüber Novembermorgen hat in dem einsamen Landhause von Barzin dem größten deutschen Manne entrisen, was fast fünfzig Jahre hindurch die Krone seines Lebens und die Seele seines Hauses gewesen ist.

Die Fürstin Bismarck ist niemals eine politische Frau gewesen. Wir Deutschen haben keine Vorliebe für solche Damen, und der greise Staatsmann, der jetzt trauernder Witwer geworden ist, hatte sie am allerwenigsten; er haßte nichts mehr als die „Einflüsse des Altkovens,“ die oft sehr fühlbar und doch selten faßbar gewesen sind und niemals die Verantwortung für das tragen, was sie angerichtet haben. In der That haben bei uns in Deutschland gottlob Frauen niemals eine besondere politische Rolle gespielt; den furiosen Damen der französischen Frondezeit und den schlauen Intrigantinnen unter Ludwig XIV. und XV. oder gar den entsetzlichen Weibern der kaiserlichen Julier und Claudier haben wir nichts an die Seite zu setzen, und wenn einmal auf deutschem Boden fürstliche Damen zur selbständigen Ausübung der Regierungsgewalt gekommen sind, was natürlich nur selten geschehen ist, dann haben sie ihrem Geschlecht und ihrem Volk Ehre gemacht, weil sie immer Frauen blieben. Johanna von Bismarck trug den Fürstenhut, den ihr Gemahl durch unvergleichliche Erfolge erworben hatte, nur als einen Schmuck, niemals als ein Sinnbild der Herrschaft; sie ist niemals etwas anderes gewesen und hat niemals etwas anderes sein wollen als die treue Lebensgefährtin ihres Mannes, und darum ist sie ihm und dem deutschen Volke so viel gewesen.

Auch uns, nicht nur dem Hause Bismarck. Denn der deutsche Mann